

Aus:

SUSANNE B. SCHMITT

Ein Wissenschaftsmuseum geht unter die Haut

Sensorische Ethnographie des Deutschen Hygiene-Museums

Juli 2012, 272 Seiten, kart., zahlr. Abb., 32,80 €, ISBN 978-3-8376-2019-1

Sensory Turn: Diese experimentelle Ethnographie beleuchtet erstmalig ein Wissenschaftsmuseum aus der Perspektive leiblicher Erfahrung. Im Zentrum steht dabei die Frage nach Diskursen und Erfahrungen von den Sinnen und von Sinnlichkeit in einer Institution des Kulturbetriebes, die sich dem Thema »Körper« widmet.

Susanne B. Schmitt stellt die Perspektiven von Museumsmitarbeitern in den Mittelpunkt und hinterfragt ihr Erleben des Deutschen Hygiene-Museums als durch den Körper erfahrenen Ort. In ihrer ethnologisch informierten Studie beleuchtet sie dabei kritisch die Hierarchisierung und Klassifizierung der »Sinne« als lokale und lokalisierbare Weisen der Wahrnehmung.

Susanne B. Schmitt (Dr. phil.), Ethnologin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie/Gender Studies der Universität München.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts2019/ts2019.php

Inhalt

Vorwort | 9

1. Eine sinnliche Ethnographie der Sinne im Museum | 11

2. Körper und Sinne.

Vom Körper über den Leib zum Sehen in der Ethnologie | 19

- 2.1 „The Anthropology of ...“ – Körper und Sinne im kulturellen Kontext | 21
- 2.2 Der Körper in der Ethnologie: Forschungsobjekt und Forschungssubjekt | 27
- 2.3 Embodiment, Leiblichkeit, Einverleibung und Verkörperung | 30
- 2.4 Probleme erfahrungsnaher Ethnographie und Methodenentwicklung | 41
- 2.5 Methodische Konsequenzen, Teil 1: Vom Okularzentrismus zum „Sehen lernen“ in jeder Hinsicht | 45
- 2.6 Methodische Konsequenzen, Teil 2: Dichte Teilnahme und das Beschreiten gemeinsamer Pfade | 50

3. Museum und Leib.

Vom ergriffenen Betrachter zur aktiven Besucherin des Wissenschaftsmuseums | 55

- 3.1 Was ist ein Museum? Begriffsklärungen | 57
- 3.2 Der blinde Besucher: sensorische Regimes und visuelle Repräsentation in historischer Perspektive | 60
- 3.3 Abwesende Körper? Das Museum als Kontaktpunkt | 68
- 3.4 Stille in der Bibliothek, Laute im Foyer. Ethnographisches Zwischenspiel | 70
- Zusammenfassung | 72

4. Feld und Forschung.

Studying treppauf und treppab in einer Organisation des „Eigenen“ | 75

- 4.1 Feldforschung im Wissenschaftsmuseum: Setting und Auswahl des Forschungsfeldes | 76
- 4.2 Feldzugang und Verlauf der Feldforschung | 85

5. Kälte und Eleganz.

Soziale Ästhetik und museale Verkörperungen | 93

- 5.1 Am Eingang: Sensorische Konturen des Foyers | 95
- 5.2 Soziale Ästhetik als leiblich erfahrbare Dimension von Organisationen | 107
- 5.3 Ambivalente Erfahrungen im Foyer: Kälte und Eleganz | 113
- 5.4 „Solche Klamotten hätte ich mir früher nie gekauft!“ Selbstinszenierung der Museumsmitarbeiter zwischen Genuss und Disziplinierung | 127

Zusammenfassung | 136

6. Navigieren und Vermitteln.

Vom Führen und Fühlen | 139

- 6.1 Museumsführungen als körperliche Praxis: geschulte Blicke und spontane Choreographien | 141
- 6.2 Karto-Ethnographie einer Führung vom Fahrradständer zu den Schuppen der Haut. Sehen und gesehen werden „from the tour guides point of view“ | 147
- 6.3 „Learning to be affected“. Vermittlungspraxis als Herstellung somatischer Formen der Aufmerksamkeit | 156
- 6.4 So klingt die „Gläserne Frau“. Zur kreativen Aneignung und sensorischen Neuinterpretation mimetischer Objekte | 161

Zusammenfassung | 168

7. Essen und Gestaltung.

Der Raum „Essen und Trinken“ wird sinnlicher | 171

- 7.1 Die Neugestaltung und das Drehbuch | 173
 - 7.2 Der Duftcomputer und die Besucher | 185
 - 7.3 Essen und Kult: Von Mexiko über den Supermarkt in die Vitrine | 203
- Zum Ende: „Das Grüne ist so weg und ich habe nur noch das Weiße vor mir.“ | 225

8. Modelle von und für Wahrnehmung und multisensorisches Alltagsleben.

Letzte Anmerkungen aus dem Tasttunnel des Kindermuseums | 227

- 8.1 Treppab hinein ins Kindermuseum | 227
- 8.2 Ethnophysiologie, lokale Biologien und lokale Phänomenologie | 229

8.3 „Die Sinne“: erfahrungsnahe Arbeit am Begriff | 233

Literaturverzeichnis | 237

Vorwort

Diese Veröffentlichung basiert auf meiner am Institut für Ethnologie der Universität München entstandenen Doktorarbeit. Ich habe sie für die Veröffentlichung lediglich leicht angepasst und gekürzt. Den Menschen, die mich bei dieser Arbeit begleiteten und inspirierten, möchte ich an dieser Stelle ganz herzlich danken. Mein unmittelbarer Dank gebührt meinen Freundinnen und Kolleginnen. Ich habe das Glück, mit klugen und kreativen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern befreundet zu sein. Deshalb danke ich insbesondere Marcus Andreas, Sophie Elixhauser PhD, Janika Gassner, Katrin Vogel, Vanessa Marlog, Dr. Ursula Münster und Verena Zimmermann für unsere zahlreichen Gespräche und für ihre vielfältige Unterstützung.

Das Hygiene-Museum in Dresden, der Ort meiner Feldforschung, ist auch mir, der Ethnologin, unter die Haut gegangen. Den Menschen in Dresden, in- und außerhalb des Museums, die mich bei meiner Arbeit unterstützt haben, verdanke ich ganz unterschiedliche Perspektiven auf das Museum. Das Teilen dieser Perspektiven hat uns allen, so hoffe ich, auch zu einem besseren Verständnis des Arbeitens in unseren jeweiligen Institutionen verholfen. Dem Vorstand des Museums danke ich ganz besonders herzlich für die Erlaubnis, an dieser bekannten und sichtbaren Institution forschen zu dürfen. Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Hygiene-Museums ist diese Arbeit gewidmet.

Prof. Dr. Matthias Laubscher hat mich zu dieser Dissertation ermutigt und die ersten Schritte möglich gemacht. Für das Leben nach der Emeritierung wünsche ich ihm alles Gute. Prof. Dr. Eveline Dürr war eine tatkräftige und unterstützende Doktormutter, wie man sie sich besser nicht wünschen kann. Danke. Den TeilnehmerInnen des Küchenkolloquiums danke ich für aktives Zuhören, konstruktive Kritik und sachdienliche Hinweise.

Prof. Dr. Irene Götz vom Institut für Europäische Ethnologie war mir als Mentorin und Wissenschaftlerin stets ein Vorbild. Das Mentoringprogramm von LMUexzellenz hat mich sowohl ideell als auch finanziell unterstützt und mir nicht nur zahlreiche Konferenzteilnahmen ermöglicht, sondern auch die Publikation dieses Bandes großzügig gefördert. Eine großartige und unkomplizierte ideelle und finanzielle Unterstützung habe ich auch der Studienstiftung des Deutschen Volkes zu verdanken, die mir ein Promotionsstipendium zur Verfügung stellte.

Zwei weiteren Wissenschaftlerinnen sei an dieser Stelle gedankt: Prof. Deborah Heath vom Lewis & Clark College in Portland, Oregon, hat mich vor vielen Jahren während meines Auslandsstudiums durch ihren unkonventionellen und anregenden Unterricht von der Möglichkeit einer zeitgemäßen Ethnologie überzeugt – und von „anthropology as a lifestyle“.

Bei Prof. Sarah Pink durfte ich einige Sommermonate als Gastwissenschaftlerin verbringen. Die inhaltlichen Diskussionen in Loughborough gehörten zu den produktivsten während meiner Arbeit an diesem Buch.

Meinen Eltern danke ich nicht nur für die finanzielle Unterstützung, sondern vor Allem dafür, dass sie nicht eine Sekunde daran glauben würden, dass es etwas gibt, das ich nicht erreichen kann.

Ethnologie betreiben bedeutet zu verstehen, was es in einem bestimmten Kontext bedeutet, Mensch zu sein. Dafür, dass sie mein Verständnis davon erweitert haben, danke ich den Genannten von Herzen.

1. Eine sinnliche Ethnographie der Sinne im Museum

Als erste ethnologische und ethnographische Studie erforscht diese Untersuchung ein Wissenschaftsmuseum als einen Ort, der durch den Körper und mit allen Sinnen erlebt und erfahren wird.

Eine solche Studie ist überfällig. Die Sinne haben Konjunktur – eine Feststellung, die für sich gestellt schon für ethnographische Aufmerksamkeit sorgen muss. Innerhalb der Ethnologie wurde jüngst die sensorische Revolution, etwas bescheidener zumindest aber doch ein „sensory turn“ ausgerufen. Dieser fordert eine verstärkte Hinwendung des Faches zu kulturellen Wahrnehmungsweisen und neuen, experimentellen Formen ethnographischen Forschens und Repräsentierens. Gleichzeitig fragt die Ethnologie der Sinne aber auch danach, welche Klassifikation, Trennung, Auflösung und Hierarchisierung der Sinne in bestimmten kulturellen Kontexten vorherrscht und herausgefordert wird.

Beides, die Suche nach der lokalen Artikulation von Klassifikationen „der Sinne“ in einem bekannten Wissenschaftsmuseum, das auf sinnliche Vermittlung setzt, als auch eine experimentelle Ethnographie, die sinnliche Wahrnehmung in den Mittelpunkt stellt, sind die zentralen Achsen dieses Buches, anhand derer sich Geschichten um Düfte in der Ausstellungsgestaltung, um Stille in der Bibliothek und Geräusche im Treppenhaus, Gänsehaut und Schweißausbrüche entspinnen.

Erlebnis, Sinnlichkeit, „Selbermachen“ und Interaktivität sind zu wichtigen, durchaus auch kritisch hinterfragten Diskursen in Museumslandschaft und Kulturindustrie geworden. Jährlich wird im deutschsprachigen Raum mehr als 100 Millionen Mal ein Museum oder eine Ausstellung besucht, und die Zahl der Museen steigt ebenso wie die Zahl ihrer Besucherinnen und Besucher.¹ Museen

1 Das Institut für Museumsforschung in Berlin nennt in seinem Kurzbericht für das Jahr 2009 eine Zahl von 106.820.203 Museums- und Ausstellungsbesuchen (vgl. <http://>

sind und bleiben damit wirkmächtige Institutionen, die Wissen und Weltsichten vermitteln und dabei innerhalb des touristischen und kulturellen Angebots ihrer Standorte anziehend sein wollen. Sie alle stehen in Wechselwirkung mit den Körpern ihrer Mitarbeiterinnen und Besucher.² Nicht nur die einzelnen Objekte bleiben in Erinnerung, wenn der Museumsbesuch vorüber ist, sondern auch die feuchte Kälte der Rüstkammer, der Geruch alter Bücher oder der Geschmack der Pommes frites im Bistro neben dem Museumsladen. Auch der Arbeitsalltag im Museum besteht nicht nur im Beantworten von Emails von Leihgebern anderer Museen, im Verkaufen von Eintrittskarten und in Diskussionen über die richtige Formulierung eines Ausstellungstextes. Er besteht auch in nervös verschwitzten Händen vor dem Beginn einer Führung mit pubertierenden Jugendlichen; er geht mit Bauchweh einher angesichts von Konflikten am Arbeitsplatz und mit der Freude daran, an den geschwungenen Kanten eines Porzellangeschirrs aus der Barockzeit entlangfahren zu können, das danach für lange Zeit nur mehr in einer Vitrine zu betrachten sein wird. Für manche Mitarbeiter des Museums waren es gerade die unmittelbar leiblichen Erfahrungen mit dem Museum, die in ihnen den Wunsch weckten, dort zu arbeiten:

„Also ich fand es schön und bin als Kind ganz oft hier gewesen im Hygienemuseum. Da gab es eine Abteilung, den Sinnenraum. Und ich erinnere mich noch ganz deutlich an ein paar Sachen, was mir da gut gefallen hat. Einmal konnte man nachvollziehen, wie es ist, wenn man nichts sieht, also mit den Augen verbinden, das gab es schon damals, das war schon in Mode, und es hat mich sehr beeindruckt als Kind. Wie man angewiesen ist und trotzdem funktioniert das irgendwie, und man kommt noch durch die Räume und findet sich irgendwie zurecht. Dann gab es noch einen Rollstuhl, das fand ich auch sehr interessant wie man mitbekommt, wie das ist, wenn man nicht laufen kann. Es ist kein Sinn, aber es ist eine meiner stärksten Erinnerungen. Und die dritte Sache, die gibt es auch heute noch, es gibt so eine Bank mit solchen Löchern, wo man so durchfühlt und verschiedene Sachen ertasten muss. Das gab es damals auch, nur man konnte es nicht sehen, es war so eine Art Schrank aber ... so eine Bürste oder so. Und manches fühlt sich auch sehr schön an, gerade für ein Kind. Da habe ich dran gedacht, als ich mich hier beworben habe. Und ich habe dann einmal einen Gang durch das Kindermuseum gemacht und habe gedacht, ach ja, alles was damals schön war ist heute wieder so, es ist noch etwas bunter und

www.smb.museum/ifm/index.php, letzter Zugriff am 26.1.2011, Zahlen für 2010 lagen noch nicht vor). Im Gegensatz zu einem Museum besitzt eine Ausstellung keine eigene Sammlung.

- 2 Um den Text nicht unnötig durch Doppelungen und Bindestrich-Schreibweisen zu belasten, werden teils männliche und teils weibliche Schreibweisen verwandt, womit immer auch andere Gender eingeschlossen sind.

größer. Es war nicht der Hauptgrund, warum es mich hierhergezogen hat. Ich war begeistert, dass es so was gibt und habe gedacht, naja, schauen wir mal wo es hinführt.“

Diese Zeilen stammen von Matthias, einem Pädagogikstudenten und freiberuflichem Mitarbeiter im Kindermuseum des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden. Wie viele der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Museums, mit denen ich gemeinsam über ein Jahr lang am Museum forschte, erlebte und erlebt er das Museum durch den Körper und durch Praktiken der Ausstellungsgestaltung und Vermittlungsarbeit, die auf alle Sinne ausgerichtet sind. Der zitierte kurze Gesprächsausschnitt zeigt bereits auf, was das Thema dieser Arbeit ist: ein Wissenschaftsmuseum als Ort, der durch den Körper und „mit allen Sinnen“ erlebt wird. Im Mittelpunkt stehen dabei nicht die Besucherinnen des Museums, sondern die Menschen, die dort arbeiten. Ihre Perspektiven auf das Museum sind diejenigen von „Bewohnern“ des Museums und weniger diejenigen kurzfristiger Besucher, obwohl auch diese Perspektiven sich überschneiden können: auch die Mitarbeiterinnen betrachten neue Ausstellungen mit einem touristischen Blick, der sich mit dem kuratorischen oder dem Blick des Sicherheitspersonals situationsbedingt überschneidet.

Über der Gänze dieser Arbeit steht folglich die Frage nach den „Sinnen“ als Konfiguration, die in verschiedenen Kontexten innerhalb des Museums und aus unterschiedlichen Perspektiven herauseine tragende Bedeutung hat: die alltäglichen Erfahrungen und Praktiken der im Museum tätigen Menschen beruhen in wesentlichen Teilen auf sensorischem Wissen. Die Bewertung bestimmter sensorischer Qualitäten von Räumen, Dingen und Ereignissen wiederum bildet eine entscheidende Grundlage dafür, welche Erfahrungen, für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wie für Besucherinnen und Besucher, ein zeitgenössisches Wissenschaftsmuseum überhaupt ermöglicht.

Weil es als Institution für sich in Anspruch nimmt, „sinnliche Vermittlungsarbeit“ zu leisten, habe ich das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden als Ort meiner Forschung ausgewählt. Das Deutsche Hygiene-Museum ist aus einem spezifischen Grund ein Museum, das als durch den Körper erlebbarer und erlebter Ort erforscht werden muss. Das hat mit seinem Thema zu tun – einer inhaltlichen Ausrichtung, die es gleichzeitig weltweit einzigartig macht: der Mensch, der Körper, die Gesundheit. Seit 1930 ist das Museumsgebäude am Rande des Großen Gartens in Dresden zu besuchen. Sein heute ungewöhnlich erscheinender Name stammt aus einer Zeit zu Beginn des letzten Jahrhunderts, als unter dem Begriff „Hygiene“ eine große Idee verstanden wurde: die Subjektivierung von Körper und Gesundheit und die Vermittlung von umfangreichem Wissen der entsprechenden Techniken der Selbstführung an alle Bevölkerungsschichten. Die

1. Internationale Hygieneausstellung des Jahres 1911 in Dresden, auf die die Museumsgründung ursprünglich zurückging, zog Millionen von Besuchern an – mehr als das 1910 stattfindende hundertjährige Jubiläum des Oktoberfestes und die gleichzeitig gezeigte Schau „*Meisterwerke muhammedanischer Kunst*“ in München³ zusammen. Auch heute noch zählt das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden über eine halbe Million Besucher im Jahr. Sein Selbstbild freilich hat sich gewandelt. Die Institution, die sich sowohl während der Zeit des Nationalsozialismus als auch in der DDR zu ideologienahen biopolitischen Zwecken instrumentalisiert sieht, versteht sich nun als ein Museum an der Schnittstelle der Natur- und Kulturwissenschaften. Eine große Dauerausstellung zum Thema „Der Mensch“, ein den fünf Sinnen gewidmetes Kindermuseum und zahlreiche Sonderausstellungen zu Themen wie „Was ist schön?“ oder „Kraftwerk Religion“ bilden das Spektrum des Museums ab.

Im untersten Stockwerk des Hygiene-Museums ist das Dresdner Kindermuseum untergebracht, in dem erklärt wird, was die „fünf Sinne“ sind. Die Wand mit den Löchern, durch die man Gegenstände ertasten kann, gibt es dort ebenso wie ein verspiegeltes Labyrinth und riesige Modelle der Sinnesorgane. Diese Artikulation eines Sinnesmodells ist aus der Perspektive der Ethnologie der Sinne, der diese Arbeit zu großen Teilen verpflichtet ist, höchst spannend: Eines ihrer wesentlichen Interessen liegt in der Dekonstruktion eines „westlichen“ Alltags- oder Wissenschaftsverständnisses der Sinne als universell in ihrer Fünffzahl gegeben.

Die Frage, wie ein kulturelles Modell oder *folk model* von Wahrnehmung aussehen könnte, ließe sich, diese Hoffnung stand am Beginn meiner Forschungstätigkeit, anhand des dem Thema „Unsere fünf Sinne“ gewidmeten Kindermuseum recht gut beantworten. Aber im Verlauf der Forschung zeigte sich, dass meine Forschungspartnerinnen und Forschungspartner dieses Modell ungern erklärten. Statt weiter zu fragen, was „die Sinne“ eigentlich sind, lenkten meine Forschungspartnerinnen meine Aufmerksamkeit auf andere Themen: welches ist die richtige Kleidung innerhalb einer prestigeträchtigen Kulturinstitution? Wie repräsentiert man einen Festschmaus für die tote Verwandtschaft an einem Ort, an dem Essen streng verboten ist und Lebensmittel als raffiniert gemachte Gips- und Kunststoffmodelle zu sehen, manchmal auch zu berühren und zu hören, aber eben nicht zu schmecken sind? Und wie baue ich in der Vermittlungsarbeit eine „sinnliche Brücke“ zu meinen Besuchern?

3 Vgl. Raumtext der Ausstellung *Zukunft der Tradition – Tradition der Zukunft*. 100 Jahre nach der Ausstellung „*Meisterwerke muhammedanischer Kunst*“ in München im Haus der Kunst München, September 2010 bis Januar 2011.

Statt also mein ursprüngliches Forschungsinteresse fortzusetzen, erweiterte ich im Laufe der Feldforschung meine Perspektive. Diese beruht auf einer sensorisch und phänomenologisch ausgerichteten Ethnologie, die nicht beantworten kann, was „die Sinne“ eigentlich sind. Den „fünf Sinnen“ des Kindermuseums ist am Ende diesen Bandes, in der Rückschau, ein kurzer Abschnitt gewidmet, der sie als Ethnophysiologie und lokale Phänomenologie, eine von vielen Arten, Erleben und Erfahrung zu ordnen, kurz vorstellt.

Die Auswahl des Feldforschungsortes hat Auswirkungen auf die Geschichten, die in dieser Arbeit erzählt werden können. Aufgrund der Einzigartigkeit bestimmter Objekte und des einzigartigen Selbstverständnisses des Hauses ist es unmöglich, Ort und Protagonisten in einer Form zu anonymisieren, die sie vollständig unkenntlich machen würde. Das Organigramm des Museums ist auf der Internetseite ohne weiteres einsehbar, und Rückschlüsse auf die befragten Personen sind somit leicht zu ziehen. Ein Museum ist ein öffentlicher Ort, zumindest in Teilen und nach Entrichten des Eintrittspreises. Die Menschen, die darin arbeiten, sind jedoch keine Personen des öffentlichen Lebens. Aus diesem Grund müssen einige der spannendsten Geschichten unerzählt bleiben. Dass die Innen-sichten der freien Mitarbeiterinnen so zentral zu dem Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben, lässt sich auch darauf zurückführen, dass diese im Museum beschäftigten Menschen nicht nur hervorragende Experten für die Ausstellungen sind, sondern aufgrund ihrer schieren Anzahl auch besser anonymisierbar sind als die Funktionsträger der Institution. Intimität, Sichtbarkeit und Öffentlichkeit – die unterschiedlichen Verknüpfungen dieser Aspekte treten im Laufe dieser Arbeit immer wieder hervor. Dies gilt auch für die Ethnologin selbst.

Eine Besonderheit dieser Arbeit liegt nämlich nicht nur in ihrem organisationsethnographischen Fokus bei den Mitarbeitern des Museums und in ihrer phänomenologisch-sensorisch ausgerichteten Stoßrichtung, sondern auch in der Nähe und teilweisen Überschneidung der beiden Felder Universität und Museum. Museologische und kulturwissenschaftliche Analysen von Museen, Sammlungen und Ausstellungen existieren in großem Umfang; und zu unterscheiden, ob es sich bei diesen nun um Primär- oder um Sekundärquellen handelt, um eine emische oder um eine etische Perspektive, war nicht immer einfach. Getreu dem Primat der *multi-sited ethnography*, dem Thema und Konzept zu folgen, wandte ich mich vor allem dann an museologische Quellen, wenn mein Gegenüber darauf rekurrierte und mir die Handlungen und die Vorstellungswelt der betreffenden Person dadurch verständlicher wurde. Begriffe wie Objekt, Ding oder Exponat verwende ich in dieser Arbeit folglich wie Alltagsbegriffe, obwohl sich über diese Begriffe und die damit verbundenen Ideen sehr

viel schreiben ließe.⁴ Der Grund liegt darin, dass diese Begriffe in meinem Kontext Alltagsbegriffe *waren*. In vielen Fällen arbeitete ich mit Menschen zusammen, die Fächer wie Biologie, Medizin, Pädagogik oder Geschichte studierten und nun Museumsführungen anboten. Da die semiotische Ausstellungsanalyse nicht zu ihrer zentralen Perspektive auf das Museum gehörte, gehört sie auch nicht zu meiner.

Da zu fast jedem Museumsbesuch das Aushändigen einer Karte des Gebäudes und des Weges durch die Ausstellung erfolgt, wird auch hier ein solcher Überblick gegeben. Die Arbeit bewegt sich, nach dieser Einleitung, durch sieben weitere Kapitel:

Im ersten Kapitel wird die theoretische Grundlage gelegt, indem die „Ethnologie der Sinne“, die sich in jüngster Zeit hin zu einer „sensorischen Ethnologie“ bewegt hat, als theoretische Ausrichtung und kritisches Projekt innerhalb des Faches vorgestellt wird. Gemeinsam mit ausgewählten Theorien aus dem Gebäude der Ethnologie des Körpers dient sie der Sensibilisierung für die Kulturalität des Sensorischen sowie der Methodenentwicklung im letzten Teil des Kapitels. Besondere Beachtung erfährt dabei die Frage der experimentellen Methodenentwicklung, die dem Primat einer sinnlichen Ethnographie gerecht werden soll.

Historische und aktuelle Diskurse um die Verortung des Körpers der Besucher von Wissenschaftsmuseen und Science-Centers stehen im Mittelpunkt des zweiten Kapitels. Welche institutionellen Vorstellungen von der Leiblichkeit des Museumsbesuchers können wir nachzeichnen, und wie stellen diese Diskurse Menschen im Museum als Subjekte des Wissens und der Entscheidungsträgerschaft her? Im dritten Kapitel, das diesen Fragen nachgeht, wird aufgezeigt, wie das Museum als Institution historisch entstand, wobei der Schwerpunkt auf den Museumstypen Wissenschaftsmuseum und Science Center liegt, die dem Hygiene-Museum, das in seiner Form einzigartig ist, besonders ähnlich sind. Dabei frage ich besonders danach, welche Bedeutung dem Körper des Besuchers (und darum geht es in diesem Abschnitt der Arbeit, denn über die Situierung des Körpers der Mitarbeiterinnen war leider kein Material zu finden) innerhalb der Entwicklung des Museums als Institution des europäischen Bürgertums zugeschrieben wird. Dabei wird gezeigt, welche besondere Stellung insbesondere dem Blick im musealen Kontext zukommt und wieso von dem sensorischen Regime des Museums als einem visuellen gesprochen werden kann, gegen das sich in jüngerer Zeit ein Diskurs des Erlebens und Ergreifens artikuliert.

Nachdem die sensopolitischen Konturen der Institution auf diese Art kurssorisch nachgezeichnet wurden, nimmt das Kapitel vier das Nachdenken über

4 Siehe hierzu etwa te Heesen, Lutz (Hg.) 2005.

Macht und Situierung weiter auf. Hier erfolgt die Darstellung und kritische Reflexion des Feldforschungsprozesses als ein Prozess des *studying up, down* und *sideways* in einer bürokratischen Organisation des Eigenen.

Aus einer organisationsästhetischen Perspektive nähert sich Kapitel fünf dieser Organisation. Basierend auf Spaziergängen durch das Museum und auf Interviews lernen wir die atmosphärischen Konturen des Museums kennen. Dort werden wesentliche Diskurse über die soziale Ästhetik des nunmehr als Organisation mit eigenen Regeln der Inszenierung gedachten Museums festgemacht.

Das sechste Kapitel führt in der Begleitung von Führungskräften⁵ des Museums, die sich im Foyer vorgestellt haben, in den Ausstellungsbetrieb hinein. Die Entwicklung der Fertigkeiten des Führens als Arbeit am eigenen Körper und am Körper des Besuchers wird hier ebenso thematisiert wie die kreative Aneignung altbekannter Objekte durch das Erfinden neuer sensorischer Zugänge.

Kapitel sieben widmet sich der Gestaltung eines Teiles der Dauerausstellung – dem Erschaffen der Umwelt also, in der die Führungskräfte dann später eigene, kreative Strategien sinnlicher Vermittlung entwickeln werden. Die Neugestaltung des Raumes „Essen und Trinken“ zeichnet aus der Perspektive von Kuratoren und Besucherinnen das Experimentieren mit Gerüchen in der Ausstellung nach und widmet sich der Frage sinnlicher Authentizität im Museumskontext.

Das achte und abschließende Kapitel führt schließlich in das Kindermuseum. In diesen Räumen des Museums wird nicht nur Kindern und Jugendlichen vom Standpunkt der Museumspädagogik ganz explizit vermittelt und veranschaulicht, was die Sinne sind und wie sie funktionieren. Dabei handelt es sich um ein Alltagsmodell der Sinne, das, wenn auch stark vereinfacht, an einer naturwissenschaftlichen Explikation der Sinne aufsitzt und für weite Teile der Museumsbesucher als verbindlich gelten kann. Umgeben von dem durch überlebensgroße, bunte „Sinnesorgane“ lokalisierbaren Modelles werden die Sinne als lokales Modell abschließend diskutiert und auf die (Un-)Möglichkeit sinnlicher Ethnographie einer Anthropologie der Sinne kritisch eingegangen.

5 So werden im Hygiene-Museum und auch in anderen Museen die meist freiberuflichen Mitarbeiterinnen bezeichnet, die im Auftrag des Museums unterschiedliche „Vermittlungsangebote“ anbieten. Diese Angebote werden von der Abteilung für Museumspädagogik stets auf neue Themen und Sonderausstellungen hin abgestimmt und weiterentwickelt.